

Daumen im Wind

Früher trampete jeder, heute fast keiner mehr. Unser Autor hat es versucht und sich auf den Weg nach Ljubljana gemacht.

VON CHRISTOPH FARKAS (TEXT)
UND MATTHIAS RIETSCHEL (FOTO)

Die bekackte Wespe ist schuld, sicher. Bis hierhin: alles blendend. Doch jetzt hocke ich seit zweieinhalb Stunden mit meinem Pappschild auf einem Stein, im Schatten eines kleinen Ahornbaumes zwar, aber eben seit zweieinhalb Stunden. Als mich Agnieszka hier rausgelassen hat, beim McDonald's an der A93-Ausfahrt Mitterteich-Süd, hatte ich euphorisch einen Eiskaffee bestellt und draußen neben der Rutsche gesessen, als auf einmal die Wespe in meinem Arm steckte.

Seitdem hocke ich mit geschwellenem Unterarm und „München“-Schild auf dem Stein und Auto um Auto fährt im Schrittempo an mir vorbei. Die Fahrer schauen wie zum Hohn in die andere Richtung, senken ihre Daumen, manche lächeln oder winken, nur halten tut niemand. Ich stehe zwischendurch auf, laufe über den Park-



Auf nach Slowenien. Sind ja nur 900 Kilometer. Wann hält bloß endlich einer an?

Reisen ins Ungewisse

EINE SERIE DER SÄCHSISCHEN ZEITUNG

platz und frage Leute, ob sie vielleicht Richtung Süden fahren. Kopfschütteln, mal erschreckt, mal bedauernd. Die A93 brummt in Sichtweite, doch ich komm nicht wieder drauf auf die Autobahn und denke zum ersten Mal: verdammtes Trampen, verdammter McDonald's-Parkplatz, verdammte, mich nicht Richtung Süden fahrende Menschen. So komm ich nie im Leben nach Slowenien.

Am kühlen Morgen war ich in Dresden mit dem Ziel aufgebrochen, am nächsten Tag in Ljubljana zu sein, um meine Freunde wiederzusehen. Josh aus Birmingham, die Marianas aus Lissabon, Huub aus Utrecht und all die andern, mit denen ich da vor fünf Jahren ein grandioses Auslandssemester verbrachte. Ich wollte trampeln, weil Zug, Bus und Flug unbezahlbar oder zu umständlich waren, weil es keine Mitfahrgelegenheiten gab. Und: Weil ich das schon ewig mal machen wollte, trampeln. Nur mit Daumen, Pappschild und Freundlichkeit reisen. Ich fuhr also um neun mit der S-Bahn nach Dresden-Kemnitz, stellte mich an die A4-Auffahrt an der Meißner Landstraße und kam mir direkt albern vor. Wie ich da so stand mit meinem A93-Schild und versuchte, freundlich auszusehen wie ein ungelinktes Nummerngirl.

Nach zehn Minuten hielt Dirk, und es ging los. Ein Gefühl, als hätte ich etwas wirklich Schönes geschenkt bekommen. Dirk, Ende dreißig, Ingenieur mit Bürstenhaarschnitt, sagte, was mir später noch viele Männer sagten, die mich mitnahmen: Er ist zu seiner Armeezeit viel getrampt und nimmt deshalb „aus alter Verbundenheit“ fast jeden mit. Er musste Richtung Norden, nach Magdeburg, weshalb unsere gemeinsame Fahrt schon nach fünf Kilometern an der Raststätte Dresden-Tor endete.

Doch wenn man erst mal auf der Autobahn ist, ist man schon fast da. Das predigen zumindest die erfahrenen Anhalter, die ich vor meiner Reise um Rat fragte. Mein bester Freund, der seit seiner Zeit in Neuseeland auch durch Europa trampelt. Meine kleine, zarte Schwester, die sich im Januar

bei zweistelligen Minusgraden zum Nordkap fahren ließ. Sie sagten, ich solle Schilder malen mit Zielstädten und -autobahnen. Viel mit den Fahrern reden, damit sie mich im Zweifelsfall ein bisschen weiter fahren als geplant. Mir die Strecken genau anschauen und mich immer an gut frequentierten Raststätten mit Tankstellen oder Restaurants absetzen lassen, keinesfalls an Autobahnen mit versifften Metallleitungen. Da strandet man. Auf der Internetseite hitchwiki.org finden sich gute Tipps, wo man am besten auf die Autobahn kommt.

An der Raststätte ausgestiegen, fragte ich erfolglos beim Aral rum, dann traf ich Andrej. Er war vor fünf Tagen zu Hause losgetrampt, in Kiew, wie immer in seinen Semesterferien. Um „dem ganzen Chaos davonzufahren“. Er wollte nach Spanien, Palmen und Meer und Spanierinnen sehen. Wir stellten uns an die Ausfahrt und bald hielt Anna, eine Polin mit Kleinwagen und Leopardenhose. Anna hatte nur einen Platz frei, der Rest war knallvoll mit Schuhen, Gummibären und Colaflaschen. Wir spielten den Platz aus: Mein Stein schlug seine Schere, alles Gute, Andrej.

Anna war müde. Sie nahm mich mit, damit ich rede, damit sie nicht einschläft. Um halb vier war sie bei ihren Eltern in Breslau losgefahren nach Gotha, wo sie seit fünf Jahren für Hermes Pakete packt. Sie sagte, ich solle einfach irgendwas erzählen, und ich erzählte, wie mir im Polenurlaub mal eine Fischgräte im Hals steckte für drei Tage. Ein paar Raststätten weiter musste ich wieder aussteigen. Anna fuhr mit ihrer Müdigkeit allein weiter Richtung Westen, ich musste nach Süden und durfte gleich bei der Ersten, die ich fragte, wieder einsteigen, bei Agnieszka.

Jetzt aber sitze ich mit fallender Laune bei einem McDonald's im oberpfälzischen Nirvana und frage mich, warum Agnieszka mich hierhin mitgenommen hat und all die Leute hier nicht. Es ist immer eine

Glücksfrage: Menschen müssen gleichzeitig in dieselbe Richtung wollen, Lust auf Gesellschaft und Vertrauen haben. Agnieszka, Maskenbildnerin aus Amberg, hatte einen Moment gezögert. Mich gefragt, ob ich denn vorhätte, sie und ihre brasilianische Nichte im Auto auszuplündern, mich eingeladen, als ich verneinte. Sie hatte vorher nie jemanden mitgenommen und war sofort begeistert von meinem Mut, der eigentlich nur Neugierde ist und vielleicht ein bisschen Geiz. Sie nahm mich mit bis auf die A93, die auch runter nach München führt, und wir redeten über ihre Familie, über Theaterschminke und Romantik. Wir standen im Stau, aber das machte nichts.

Ein hellblauer VW-Bus fährt an meinem Stein vorbei, drin bunte, winkende Menschen. Der Bus bremst, ein Mädchen steigt aus und schenkt mir ein Dosenbier. Bedauert, in die andere Richtung zu müssen, zu einem Festival in Thüringen, und wünscht mir Glück.

Tatsächlich bringt das Bier das Glück zurück, das mit der Wespe ging. Kaum ist die Dose leer, hält ein Werkzeugmacher aus Linz, fährt mich zur nächsten Raststätte. Von dort nimmt mich Dieter nach München mit, Immobilienmakler mit Pferdeschwanz. „Wenn meine Frau dabei wäre, hättest du nicht mitfahren können“, sagt er, als ich einsteige. So aber bin ich um acht in München, nach zehn Stunden und sechs Fahrten. Meine Ratgeber hatten mir empfohlen, in München zu übernachten. 900 Kilometer von Dresden nach Ljubljana wären an einem Tag – erst recht für einen Novizen – kaum zu packen gewesen.

Es gehört zum Trampen, Zeit zu haben oder sie sich zu nehmen. Entspannt zu bleiben, trotz Wartezeiten und Wespenstichen. Sich immer wieder wie ein Kind im Konfettiregen zu freuen, wenn man mitgenommen wird.

Seit hundert Jahren wird in Deutschland getrampt. Im Vergleich zu den Hochzeiten in den Sechzigern und Siebziger, als praktisch jeder trampelte, fährt heute fast

niemand mehr per Anhalter. Dabei funktioniert es immer noch ein bisschen, weil ältere Autofahrer damals oft selbst getrampt sind. Es wird weniger getrampt, weil auch Fernbusse, Billigflüge und Mitfahrgelegenheiten günstiger Reisen ermöglichen; weil ausgelastete Studenten lieber pünktlich ankommen wollen statt abenteuerlich; weil ihnen Sicherheit immer wichtiger wird – obwohl Trampen in Studien für relativ ungefährlich befunden wurde.

Nach der Nacht in München vergeht der zweite Teil meiner Strecke wie im Traum. Hans, Achtundsechziger, nimmt mich im marienkäferroten VW-Bus mit auf die Autobahn. An der ersten Raststätte erwische ich direkt drei Frauen, die mich bis Ljubljana mitnehmen. Sanja, ihre Mutter Milka und ihre Tochter Sophia fahren zu ihrer Familie in Bosnien. Besser kann man nicht reisen – sie teilen Weintrauben und Käsestrudel mit mir, draußen fliegen Alpen, Bergdörfer, sommergrüne Wiesen vorbei. Wir picknicken an einer Raststätte, reden fast die ganze Fahrt über, ich sitze hinten links, wie damals in unserem Familienauto. Schon am frühen Nachmittag erreichen wir Ljubljana und tauschen Adressen aus.

Das Vertrauen, das Fahrer und Trampler zu Beginn aufbringen müssen, ermöglicht offene und entspannte Gespräche, wie ich sie in letzter Zeit selten erlebt habe. Und das mit Menschen, denen ich sonst nie begegnet wäre. Fast alle hätten meine Eltern sein können. Es sind nicht die Studenten oder die plattgearbeiteten Pendler, die man in Mitfahrgelegenheiten trifft.

Nach ein paar wunderbaren Ljubljana-Tagen fahre ich zurück in einem unterkühlten, klinisch hellen Nachtzug. Dreimal ansteigen, 14 Stunden. Nur mit dem Schaffner rede ich, als er mich weckt. Als ich malade und missmutig in Dresden-Neustadt aussteige, weiß ich: Ich werde bald wieder an der Straße stehen, den Daumen Richtung Sommerhimmel, beflissen, freundlich dabei auszusehen.

Wenn meine Frau dabei wäre, hättest du nicht mitfahren können.

Ein Mercedes-Fahrer

Ärger um die Extrawurst

Der Bürgermeister einer französischen Stadt will das Kantinen-Angebot für Schüler streichen, die kein Schweinefleisch essen.

VON BIRGIT HOLZER, PARIS

Verletzt es die Regeln einer Gesellschaft, in der Kirche und Religion strikt getrennt werden, wenn staatlich betriebene Schulkantinen eine Alternative zu Gerichten mit Schweinefleisch anbieten? Und ob, meint Gilles Platret, konservativer Bürgermeister der Stadt Chalon-sur-Saône im Burgund. In den Schulkantinen gibt es dort seit 30 Jahren an Tagen, an denen Schweinefleisch auf dem Speiseplan stand, ein Ersatzgericht. Das soll nun ab September gestrichen werden.

Bürgermeister Platret will in den Kantinen eine „laizistische Praxis“ einführen. Für Schüler, die aus religiösen Gründen kein Schwein und nur nach muslimischen Vorschriften hergestelltes Halal-Fleisch essen, gebe es ja noch fleischlose Beilagen. Er führe aber keinen Kampf gegen den Islam, sondern wolle „ein System vermeiden, bei dem die Kinder nach ihrer Religion aufgeteilt grüppchenweise am Tisch sitzen“.

Den Zeitpunkt für diese Ankündigung hatte Platret wohl nicht zufällig gewählt, sechs Tage vor den Departementswahlen im März. Die Forderung nach mehr Anpassung der französischen Muslime ist ein beliebtes Wahlkampfthema sowohl der rechtskonservativen Republikaner als auch des rechtsextremen Front National.

Doch die „Liga der rechtlichen Verteidigung der Muslime“ klagte gegen das Vorhaben, und der Fall landete vor dem Verwaltungsgericht in Dijon, das sein Urteil Ende der Woche bekannt gibt. Die Klägeranwälte argumentieren, über die Schweinefleisch-Alternative in Schulkantinen habe

der Stadtrat zu entscheiden, nicht der Bürgermeister. Außerdem handle es sich um einen „Angriff auf die Religions- und Glaubensfreiheit“. Laizität, also die Trennung von Kirche und Staat, die in Frankreich seit 1905 gilt, sehe nicht Assimilation vor, sondern Integration.

Tatsächlich gibt es Unterschiede in der Auslegung des Grundsatzes: Die einen finden, Laizität beinhalte auch die Verbannung religiöser Kennzeichen aus dem öffentlichen Raum – so herrscht in französischen Schulen Kopftuchverbot. Andere halten das Prinzip für eine Garantie dafür, dass alle Glaubensrichtungen gleichberechtigt nebeneinander existieren dürfen. Es sehe jedenfalls nicht die Verweigerung eines vielfältigen Angebots in Schulkantinen vor, erklärte die Beobachtungsstelle „Observatorium der Laizität“.

Nicht nur die sozialistische Bildungsministerin Najat Vallaud-Belkacem betont das „Recht aller auf Kantinenessen“, auch vielen Konservativen geht der Vorstoß des Bürgermeisters zu weit. Unterstützung er-



In vielen französischen Schulkantinen werde gar kein Schweinefleisch mehr angeboten, behaupten Rechtsextreme. Stimmt aber nicht. Foto: dpa

hält der Lokalpolitiker allerdings von Parteichef Nicolas Sarkozy. Er hatte im März, ebenfalls mitten im Wahlkampf, erklärt, wer Kinder mit konfessionellen Ernährungsgewohnheiten habe, solle diese eben in konfessionelle Privatschulen schicken.

Die Behauptung des Front National, in vielen französischen Schulkantinen werde Schweinefleisch gar nicht mehr angeboten, stattdessen immer öfter Halal-Fleisch, ist nach Angaben der Zeitung Libération falsch. Sie hat zahlreiche Speisepläne über-

prüft. Demnach können die Schüler meist zwischen mehreren Essen wählen.

In Straßburg beispielsweise gebe es seit 17 Jahren vier verschiedene Gerichte mit und ohne Schweine- oder Halal-Fleisch sowie eine vegetarische und demnächst vielleicht auch eine koschere Option für Juden, erklärt die Vize-Bürgermeisterin Françoise Buffet: „Wenn an einem Tisch drei oder vier Kinder mit unterschiedlichen Essgewohnheiten sitzen, beginnt dort das Lernen, wie man zusammenlebt.“